



## Heimkehr.

Von Ernst Glaefer.

Ernst Glaefer, durch seinen ersten Roman, das aufrüttelnde Kriegsbuch, „Jahrgang 1902“ rasch berühmt geworden, hat einen neuen Roman („Frieden“, Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin NW 87) geschrieben, der zeitlich an das erste Buch anknüpft und die Ereignisse nach dem Kriege, sowie das Schicksal der deutschen Jugend in der Revolutionszeit an seinem eigenen Schicksal schildert. Das Buch wird über unsere Zeit hinaus Bedeutung behalten. Das folgende Kapitel behandelt die Heimkehr des Vaters aus dem Felde.

Zehn Minuten vor elf standen meine Mutter, Kathinka und ich auf dem Perron des Bahnhofes. Nur die Bogenlampe brannte, ihr Schirm war noch gegen Fliegerangriffe geschwärzt, so daß das Licht in einem engen Keil auf den Boden fiel. Es waren wenige Minuten vor elf, als das Läutewerk anschlug. Ein Mann in einem blauen Mantel trat auf den Bahnsteig. Er trug den Kragen hochgeschlagen, über dessen Rand die Spitzen seine rostbraunen Schnurbartes wie Stroh aus einem Spannest herausragten. Unter dem Arm hatte er einen Befehlsstab geklemmt. Spitz schlug der Regen wider unsere Gesichter. In der Bogenlampe furrten die Kohlenstäbe. Wir hielten unsere Regenschirme flach gegen den Wind. Manchmal stieß Kathinka einen Schrei aus. Der Wind war ihr unter die Röcke gefahren. Neben uns stand der Stationsvorsteher, als beaufsichtigte er uns. Er rauchte eine kleine Pfeife und seine Mütze trug keine Kofarbe mehr. Draußen, hinter dem Stellwerk, ging das Signallicht auf Grün. Wir sahen die matt beleuchtete Schlange des Zuges.

Der Zug stand. Die Bremsen knirschten. Wir begannen zu laufen. Kathinka, die uns voransah, brüllte den Namen meines Vaters. Ihr Schall klatschte im Wind, manchmal war sie durch eine dünne zähe Regenschleife für Sekunden zugedeckt.

„Er kommt nicht“, hörte ich meine Mutter, aber wir liefen weiter. Der Wind heulte und aus den Wagen presste sich schmutziger Dampf. Plötzlich hörte ich Kathinka rufen. Wir schossen vor und fanden sie vor dem letzten Wagen, fast am Rande der Dunkelheit. Sie trug einen Sack.

„Da ist er!“ schrie sie und ich sah, wie

meine Mutter einem Manne in den Arm fiel, der plötzlich aus der Dunkelheit trat.

Sie lag an der Brust des Mannes, hob leicht ihren Kopf. „Willkommen!“ rief sie, „willkommen!“ — aber der Wind riß ihr das Wort aus dem Munde und zerstreute es in die Luft. Auch der Mann rief etwas, aber der Wind war stärker als die Stimmen der Menschen.

Ich trat zu der Gruppe und erkannte meinen Vater an der Nummer seines Regiments. Er breitete die Arme aus und zog mich an seine Brust. Meine Nase presste sich an einem Uniformknopf, die Brust noch nach Tabak und nach Branntwein, der Wind heulte und der Regen warf immer dichtere Schleier um uns.

„Mein Sohn“, sagte mein Vater, „mein Sohn“ — er presste mich trotz Wind und Wetter noch einmal fest an sich, dann ließ er mich los, faßte meine Mutter unter dem Arm und während wir mit aller Kraft gegen die atmosphärische Gewalt des Sturmes losmarschierten, hörte ich meinen Vater jagen: „Keines Wetter habe ich mitgebracht, was?“

In der Unterführung blieben wir einige Minuten stehen, denn der jähe Wechsel zwischen Wind und Stille betäubte unsere Ohren. Mein Vater nahm die Gelegenheit wahr, meine Mutter auf die Stirn zu küssen, dann gingen wir die Stufen hinauf in das Gebäude des Bahnhofes. Dort wartete Kathinka mit dem Sack.

Mein Vater trat vor die Tür des Bahnhofes. Ich folgte ihm. Ein schwerer Sturm hatte eingesetzt. Der Regen fiel in dicken Schwaden. Im Westen sahen wir trotz der Nacht eine gelbe Wolke. Plötzlich zackte ein Blitz den blauschwarzen Himmel, ein gewölbter Donner folgte ihm, vor uns auf dem Koppspitzer sprangen die weißen Ähren des Hagels.

„Unmöglich“, sagte mein Vater und wir gingen zurück. Meine Mutter saß auf dem Sack. Um ihre feuchten Schultern hatte Kathinka ihren Schal gelegt. Meine Mutter lächelte, als sie uns sah.

„Wir müssen warten, bis das Wetter vorüber ist“, sagte mein Vater, „das habe ich selten erlebt, ein Gewitter im Dezember.“

Der Wartesaal war schwach beleuchtet. Zwei rote, müd gebrannte Birnen warfen

ein stumpfes Licht wider die trüben Wände. Die rechte Flanke des Raumes war durch ein Büfett abgeschlossen. Sein Ridelbeschlagn war blau angelauten und um die Bierhähne hatten sich Spinnen gestedt. Ein Sektflüßler aus Blech und eine Sektflasche mit einem silbernen Stehbund um den Hals zeugten von der glorreichen Vergangenheit des Büfetts, das vor einem Jahre geschlossen worden war.

Mein Vater nahm die Mütze ab.

„Nun, wie geht's?“ fragte er.

Wir lächelten und gaben ihm keine Antwort.

„Ich bin glücklich, daß ich wieder bei euch bin“, sagte mein Vater.

Meine Mutter antwortete: „Endlich bist du wieder da.“ Darauf schwiegen sie und sahen sich an.

„Es war eine schlimme Fahrt“, sagte mein Vater, „allein vom Dünabogen bis zur deutschen Grenze. Aber dann ging der Schlamm erst los. Alle Rüge verstopft und als Offizier war man überhaupt der letzte Dred. Ich bin freiwillig dritter Klasse gefahren, damit es nur keinen Krawall gab und ich habe meine Koffeklappen kurz vor Berlin entfernt, denn dort ist der Teufel los.“

„Es ist überhaupt der Teufel los“, sagte meine Mutter.

„Ja“, antwortete mein Vater, „ich bin froh, daß ich daheim bin.“

Er steckte sich eine Zigarre an und ließ den Rauch in steigenden Säulen in die Luft.

„Schreckliches Wetter“, sagte Kathinka.

„Wir müssen durchhalten“, antwortete mein Vater — dann wandte er leicht den Kopf und sagte zu mir: „Steh mal auf.“ Ich stand auf. Er führte mich an die weiß gestrichene Tür des Wartesaals, stellte mich mit dem Kopf wider die linke Strebepfeiler, legte einen Bleistift über meinen Scheitel und markierte mit der Spitze des Bleistiftes einen Strich an der Tür.

„So“, sagte er und schlug sein Notizbuch auf, „wollen mal sehen.“

Er blätterte eine Weile, dann sah ich die Ueberschrift „Familiäres“. Hier hielt sein Finger auf einer Zeile, die nur Zahlen enthielt, es waren meine Größenmaße seit 1914.

„Also zuletzt, und zwar am 8. Dezem-



ber 1917, 1.58 Meter. Wollen mal jegen, was wir inzwischen geworden sind."

Aus der Hintertasche seiner Hose zog er ein Metermaß und begann vom Boden her die Entfernung zum Strich zu messen. „Bravo!“ rief er, „1.65 Meter.“ Er schlug mir auf die Schulter und sagte zu meiner Mutter: „Nana, er ist ausgezeichnet gewachsen.“

„Wenn wir doch hier sitzen müssen, dann können wir auch etwas Besseres tun,“ sagte mein Vater. „Wir wollen essen.“

Er ging zu seinem Sack und schnürte ihn auf. Er wühlte in dem Bauch des Sackes, warf die schmutzige Wäsche auf den Boden, die Kathinka sofort zusammenfas, dann holte er mit ausladender Handbewegung ein in Zeitungen gewickeltes Paket aus dem Sack. „So,“ sagte er und legte es auf den Tisch. Daneben warf er einen halben Laib Brot und eine Aluminiumdose mit gefalzener Butter. Dann betrachtete er uns im Kreis.

„Also ratet, was das ist.“ Er deutete auf meine Mutter. Sie lachte und antwortete: „Etwas zum Essen.“

„Richtig,“ sagte mein Vater, „aber was?“ Er deutete auf mich.

„Vielleicht eine Wurst,“ antwortete ich. Er deutete auf Kathinka. Diese gestand nach laugen Schämern, es könne vielleicht ein Schinken sein.

„Falsch...“ sagte mein Vater ganz leise und begann mit großer Annsicht das Paket aufzuschneiden.

Vor uns lag ein gebratenes Spanferkel. Wir schwielen und hielten die Luft an. Mein Vater lachte.

„Na“, schrie er, „na, was sagt ihr dazu?“

Wir sagten nichts dazu, sondern betrachteten es.

„Ich meine, wir wollen das essen“, sagte ich.

„Na,“ sagte mein Vater, „das müssen wir, sonst wird es schlecht.“

Er zog aus seiner Hüfte einen kleinen Hirschfänger, der ein Seitengewehr sein sollte, schnitt vier Stücke Brot zurecht, dann tauchte er den bläulichen Stahl in das Gevid des gebratenen Schweines. Er fuhr bis zur Hälfte des Rückens, riß dann das Messer nach unten und legte so eine durch dünnes, geschmolzenes Fett bedeckte Fleischpartie frei, die er mit wenigen Griffen dem Körper des Tieres entnahm, als sei das Ferkel ein zusammenleg- oder auseinanderzunbares Modell. Er warf das Fleisch auf den Tisch, zerschchnitt es in vier Scheiben und bedeckte mit den Scheiben die Brote.

„Mahlzeit“, sagte er, als er sein Brot an den Mund führte. Wir aßen.

„Ausgezeichnet“, sagte meine Mutter, „und Katharina begann zu schmaßen. „Ja, das ist etwas Festiges!“ rief mein Vater. „Ein Panjerferkel...“

Wir bissen hinein und spürten das kalte Fett unserer Gaumen bedrücken. An wieder krante mein Vater in seinem Sack. Er zog eine Flasche Rotwein hervor. Er entlockte sie, wir tranken aus seinem Feldbecher. Dann schnitt er nochmals in das Fleisch des Ferkels und wir aßen wieder. Dabei sahen wir uns an und lachten. Aber wir redeten nichts. Plötzlich sagte Kathinka: „Der Regen hat aufgehört.“

„Höchste Zeit,“ sagte mein Vater und

meine Mutter packte das Ferkel ein. Wir schoben es in den Sack, mein Vater nahm meine Mutter unter dem Arm.

Kathinka und ich saßen den Sack. Wir verließen den Bahnhof. Die Straße war dunkel. Ueberall sprühten Pfützen hoch und manchmal schüttelte der Wind aus den Bäumen eine verspätete Schlosse.

Vor uns blinzelte die Taschenlampe meines Vaters. Wir gingen hinter ihr her.

Kurz vor unserem Haus übergab sich Kathinka über einen Zaun. Als sie sich erholt hatte, sagte sie: „Ich bin das Fett nicht mehr gewohnt“ — dann saßen wir den Sack und trugen ihn in das Haus.

Der Sturm hatte sich gelegt.

### Scherzfragen.

Wie heißt G-Saite auf französisch?

Trottoir.

Was ist ein Schutzmann?

Ein blau eingewickeltes Abführmittel.

Warum hat der Walfisch immer so kleine Augen?

Weil er im Traum ist.

Warum wird der Bart später grau als die Haare?

Weil er zwanzig Jahre jünger ist.

Was ist klein bei einem Kamel, aber groß bei einer Mäde?

Das M.

Welcher Jungfrau sind die meisten Männer nachgelaufen?

Der Jungfrau von Orleans.

Wenn ein Müller und ein Schornsteinfeger sich schlagen, wer behält dann recht?

Der Müller. Denn er hats dann schwarz auf weiß.

Wer ist der ärmste Mensch auf der Welt?

Der Lehrer. Der versteht sogar die Kinder.

Was ist flüssiger als Wasser?

Die Schwiegermutter: überflüssig.

## Der Harem wartet . . .

Entnommen mit Genehmigung des Verlages für Kulturpolitik, Berlin, dem Buche „Harem“, Erinnerungen der früheren Gemahlin des Khediven von Aegypten, Prinzessin Djavidan Hanum. Ein Buch wie dieses ist wohl noch nie im Buchhandel erschienen. Nur eine Westeuropäerin konnte es schreiben, konnte die traurige Unfreiheit, die tiefe Demütigung, die Entwürdigung der Frauen, denen diese durch ihre Einschließung und ihr Leben im Harem ausgelebt waren, mit solcher Schärfe schildern, wie die Verfasserin, die eine Tochter des Grafen Lörö und der Gräfin Verier von der Lilie ist. Ein gedankenreiches Buch, das durch Stoff, Sprache und Schilderung gleichermaßen fesselt.

Die Vermittlerin zwischen dem Wohlgefallen des Sultans und der zu beglückenden Sklavin war die Oberhofmeisterin, die die strenge Einschärfung der zu befolgenden Regeln — denn alles war vorausgesehen, jeder Schritt, jede Handbewegung bis zum Ziele des kaiserlichen Lagers vorausbestimmt. Die Sklavinnen umringten freudig die Auserwählte, und das Baden, Parfümieren und Herrichten wurde zu einem Erwartungsfeste. Der Sultan hatte innerhalb des Harems eine große Flucht von Privatgemächern. Wie viele Liebesnovizen waren während seiner Herrschaft zitternd und bebend den Weg zu diesen Räumen gegangen! Das Furchtbare, das geschehen konnte und Schande und Demütigung brachte, war, vom Pabischah zurückgeschickt zu werden, ohne daß man die Ehre seiner Begünstigung empfangen hatte.

Das waren Dinge, die man im Harem nicht vertuschen konnte, denn der körperliche Erfolg hätte auch gleich einen anderen Erfolg nach sich gezogen. Diejenige, auf die das sinnliche Wohlwollen des Kalifen gefallen war, durfte keine einfache Dienerin mehr bleiben. Und jede der Befohlenen hoffte, daß der Besuch in den Sultansgemächern ihr Schicksal ändern würde. Es war gleichsam die Eröffnung einer Karriere und vielleicht würde diese Annäherungsstunde prädestinierend wirken. Man kaufte keine Sklavin, die nicht Jungfrau war, und jede neue Sultanskaune bedeutete eine neue Entjungferung.

Herrscher sind gewöhnt, daß man ihnen alles mundgerecht zubereitet und vorlegt. Den Gang jeder neuen Jungfrau zu den sultanischen Privatgemächern begleitete das Ansehen und die Ehre des Harems. In dieser einen

Form mußte sich die Berechtigung der ganzen Institution beweisen. Die Unberührtheit wird in der Vorstellung zu einem männlich bestärkenden Sieg. Jedem Siege pflegt ein Kampf vorauszugehen, aber Sultane stehen zu hoch, um sich Genüsse erkämpfen zu müssen. Der Genuß muß ihm quasi schon den kampflösen Sieg anbieten. Die Auswahl der Verlockungs- und Beirungsmittel, die der Jungfrau-Sklavin zu Gebote stand, war gering. Wenn eine Frau noch so schön ist, so sind drei tiefe, stumme Verbeugungen, mit denen sie das Brautzimmer betritt, noch keine bereite, sinnliche Verführung. Diese wurden auch meist nicht beachtet, denn der Großherr hatte schon sein Lager aufgesucht.

Der Harem wartete... Mit jeder Minute, die verrann, steigerte sich die Genugtuung der Ober-Sklavin. Sie dachte an alle erteilten Ermahnungen, die vielleicht jetzt, in diesem Augenblick, ein Menschenschicksal bestimmten, das ihr das Gelingen zu verdanken hatte. Die gleichgestellten Mitgenossinnen der Sklavin verband ein aufgeregtes Flüstern im gemeinschaftlichen Schlafräum. Alle beneideten sie, und trotzdem gönnen ihr alle das Glück. Und den nächsten Tag bemächtigte sich der ganze Harem dieses aufregenden Gesprächsstoffes. Es gab ja so wenig Begebenheiten und Ablenkungen, und alles, was mit Gunst und Gunstbezeugungen zu tun hatte, war für diese eingesperrte Welt das Aufregendste und Bedeutksamste. Durch solche Vorgänge wurde man erhoben, beglückt, gestürzt und auch getötet.

Wenn zwei Stunden nach Sonnenuntergang sämtliche Tore und Eingangstüren, die zum Harem führten, von den Eunuchen sorgsam versperrt und verriegelt wurden, da zog die Sehnsucht in dieses abgeschlossene Reich ein. Am Tag täuschte man sich noch Beschäftigungen vor, machte sich gegenseitig Besuche, empfing frühere verheiratete Sklavinnen, wühlte zwischen Kleidern und Schleiern. Man verbrachte lange Stunden im Bad, man pflegte seinen Körper, von dem man mehr erwartete, als er je zu geben imstande sein würde, man blätterte in französischen Modejournalen, man schlug auf den Klaviertasten herum, und man freute sich, wenn die Stunde einer Mahlzeit eine reelle Beschäftigung brachte. Man betäubte seine Langeweile, und das Bewußtsein der vielen Menschen, die einen umgaben, verwischte die innerliche Leere.

Aber wenn die Kiegel vorgehoben wurden und das Ende des Tages bedienten, wenn



sich alle Einnichen zurückgezogen und alle Späherohren sich entfernt hatten, wenn in dem weiten, großen Palast nur mehr Frauen verblieben, da brachte die einsehende Nacht die gemeinsame Sehnsucht. Wenn es auch Nebenbuhlerinnen und Feindinnen waren, Hochmütige und Demütige, Erhabene und Ungeachtete, so waren sie doch alle gleich, hatten gemeinsame Wünsche und gemeinsames Verlangen. Und auch die, welche der äußern Form nach etwas erreicht hatten — die Begünstigten und Auserwählten — waren genau so arm und hilflos wie die einfachsten Dienerinnen.

Die Sprache der Sonnenlosigkeit vermischt Titel, Reichtum und Glanz. Sie dringt erweckend zu dunklen, unerforschten Trieben, deren erwachte Lebendigkeit keine starre Einengung mehr anerkennt. Die versperrte, verriegelte Nacht des Dorems deckte unbarmherzig die Leere des hohlen Daseins auf. Das Leben all dieser Frauen lag abseits von eigenen Wünschen, von eignen Hoffnungen und von persönlichen Zielen.

### Die letzte Geschichte des Jeremias Himmelstößer.

Als aber an diesem Morgen die aufglühende Sonne alle Leidenschaft der Nacht auflöste, sprach die Fee zum Fischer, hochbeglückt durch seine Liebe. Und sie befragt ihn, welchen Lohn er begehre.

Aber der Fischer sprach:

„Wechselvoll sei sein Verlangen nach der Frau, gleich den Farben des Meeres. Deshalb bitte er um eine Gabe, durch die er jede Frau gewinnen könne; und sei sie die Schönste auf Erden.“

Sehr traurig war die Fee ob dieses Wunsches, ausgesprochen nach solcher Nacht, denn sie hatte den Fischer wahrhaft geliebt. Doch mußte sie ihr Wort einlösen; aber sie tat es ungerne und mit traurigem Herzen.

Und die Fee erhob ihre weißen Arme zum Himmel und flocht aus den glitzernden Strahlen der Sonne ein goldenes Seil. Das reichte sie dem Fischer und sie sprach dazu:

„So du dieses Seil um eine Frau wickelst, die du begehrst, wird sie dein sein. Doch achte, Fischer, nur einmal wirksam ist der Zauber. Daß du ihn nicht voreilig gebrauchst.“

Der Fischer dankte höflich für die Gabe. Doch war er nicht froh im Herzen, denn mit Trauer war sie ihm gegeben worden.

Und wieder wanderte der Fischer zwischen den Frauen!

Immer, wenn er ein schönes Weib sah, griff er nach dem Seil. Und immer wieder hielt er inne.

War es denn schon die Schönste, der er eben begegnet? Konnte nicht schon morgen eine Schönerer über seinen Weg schreiten? Ein Weib, das wirklich würdig war, daß er jetzt wegen den einmaligen Zauber gebrauchte. Vielleicht gelingt es dieses Mal noch so, ohne Seil?

Seltam genug, es gelang!

Es gelang immer, es gelang wie eine Selbstverständlichkeit!

Denn schon im Bewußtsein, das Feenheil überhaupt zu besitzen, letzten Endes jede Frau, auch gegen ihr Willen, erobern zu können, hatte sich so viel Sieghaftigkeit, so viel Selbstvertrauen über ihn gebreitet, daß ihm kein Weib zu widerstehen vermochte.

Nur daß er dennoch dabei traurig blieb. Und darum trug wieder nur das Feenheil die Schuld.

Was konnte ihm auch die Liebe der schönen Frau geben, wenn er das Mittel besaß, die Schönste zu gewinnen? Wo sollte er die suchen, in deren Besitz er reuelos vergehen könnte?

Und er wanderte und wanderte, immer sitzend, immer unerfüllt, immer suchend, bis er alt geworden war und sein Haupt grau schimmerte, gleich Eis.

Endlich, als Greis, fand er die Richtige.

Es war eine kleine Tänzerin, die sich dem Alternden, eben seines Alters wegen, verweigerte. Gerade aber dieser Widerstand reizte den Sieggewohnten zum Neuesten. Diese, die Widerstrebende, erschien ihm sofort als die Schönste auf Erden.

Der Fischer wand das Seil, die Tänzerin sank zu ihm aufs Lager...

Da erst merkte der Fischer, wie bitter sich die enttäuschte Liebe der Fee gerächt: Suchend, unerfüllt war er durchs Leben gewandert. Und nun er am Ziel seiner Wünsche war, war er zu alt geworden.

Und er war kraftlos!

Als er aber diese Nacht alle Leidenschaften der Seele auffangen ließ, wanderte der Fischer zurück in seine Hütte, und er trug das Feenheil in der Hand.

Seine Augen waren wie erstarrt in Weh und er wachte alles Leid der Erde.

Und erst nachdem er das Seil versenkt hatte, rann über seine Wange die erste Träne.

## Vater Marx an seinen Sohn.

Unter dem Titel „Geliebter Sohn“ bringt der Ernst-Rowohlt-Verlag Berlin eine von Paul Elbogen besorgte Sammlung Briefe von Eltern an ihre berühmten Kinder heraus. Häufig sind es einfache, unbekannte, einfältige Menschen, die Ratschläge zu geben versuchen — aber sie wachsen zu biblischer Größe. Wir erleben den Einfluß der Eltern auf das Werden des bedeutenden Sohnes, der Tochter, ihre gelungenen aber fehlergeschlagenen Versuche, sie zu wandeln, ihnen den Weg ebnen, ihnen geistig und materiell zur Seite zu stehen. Von Pipin über Friedrich II., Goethe, Schiller, Mozart, Schopenhauer bis zu Billicron, Wedekind, Kainz, Dehmel, Rathenau hören wir den Strom des Blutes rauschen. Als Probe geben wir einen Brief von Karl Marxs Vater an seinen Sohn wieder.

Bad Ems, den 12. August 1837.

Lieber Karl!

Mein Schreiben, in einer großen Aufregung entstanden, mag Dich etwas hart getroffen haben, und ich bedaure es herzlich, wenn dies in der Tat der Fall war. Nicht, als hätte ich dabei Unrecht begangen, ich lasse Dir selbst die Beurteilung über die Frage, ob ich gegründete Ursache hatte, aufbrausend zu sein. Du weißt es, Du mußt es wissen, mit welcher Liebe ich Dich umfasse. Deine Briefe (insofern ich nur darin Spuren jener tränkenden Empfindlichkeit und phantastischer schwarzer Gedanken finde) sind ein wahres Bedürfnis, sie wären es mir und Deiner seelenvollen Mutter vorzüglich diesen Sommer gewesen...

So sehr ich Dich über alles — die Mutter ausgenommen — liebe, so wenig bin ich blind, und noch weniger will ich es sein. Ich lasse Dir viele Gerechtigkeit widerfahren, aber ich kann mich nicht ganz des Gedankens entschlagen, daß Du nicht frei von Egoismus bist, etwas mehr, als zur Selbsterhaltung nötig. Ich kann nicht immer den Gedanken verscheuchen, daß ich in Deiner Lage mit größerer Sympathie, mit aufopfernder Liebe den Eltern entgegengekommen sein würde. Habe ich außer dem Dasein nichts von den Meinigen erhalten — doch ohne ungerecht zu sein, von meiner Mutter Liebe — und wie habe ich gekämpft und gelitten, nur solange als möglich sie nicht zu kränken.

Entschuldige Dich nicht mit Deinem Charakter. Klage die Natur nicht an. Sie hat Dich gewiß mütterlich behandelt. Sie hat Dir Stärke genug verliehen, das Willen ist dem Menschen hingegeben. Aber bei dem kleinsten Sturm sich dem Schmerz zu überlassen, bei

jedem Leiden ein gerissenes Herz offen zu legen und das unserer Lieben mit zu zerreißen, soll das Poesie heißen? Gott bewahre uns für die schönste aller Naturgaben, wenn das ihre nächste Wirkung ist. Nein, Schwachheit, Verzärtelung, Eigenliebe und Dünkel allein reduzieren so alles auf sich und lassen auch die teuersten Gebilde in den Hintergrund treten! Die erste aller menschlichen Tugenden ist Kraft und der Wille, sich zu opfern, sein Ich hintanzusetzen, wenn Pflicht, wenn Liebe es gebietet, und zwar nicht jene glänzenden, romantischen oder heidenmütigen Aufopferungen, das Werk eines schwärmerischen oder heroischen Augenblicks. Dazu ist selbst der größte Egoist fähig, denn gerade das Ich glänzt alsdann hoch.

Du selbst hast so schön das Leben Deiner vortrefflichen Mutter geschildert, so tief empfunden, wie ihr ganzes Leben ein fortgesetztes Opfer der Liebe und der Treue ist, und Du hast wahrlich nicht übertrieben. Aber wozu die schönen Vorbilder, wenn sie nicht zur Nachahmung beleben? Kannst Du aber — die Hand aufs Herz — dies von Dir bis heran rühmen?

Du wirst und mußt nun früh Familienvater werden. Aber weder Ehre noch Reichtum noch Ruf werden die Frau und die Kinder beglücken, Du allein kannst es, Dein besseres Ich Deine Liebe, Dein zartes Benehmen, das Hintansetzen stürmischer Eigenheiten, heftiger Aufbrausungen, kränklicher Empfindlichkeit etc etc. Ich spreche kaum mehr für mich, ich rufe Deine Aufmerksamkeit auf das knäpfende Band.

Du sagst es selbst, das Glück hat Dich zu seinem Schoßkinde gebettet. Wäge der Allgütige es, soviel die gebrechliche Menschlichkeit es gestattet, treu Deinen Fernen folgen lassen. Aber auch der Glückliche steht trübe Stunden; keinem Sterblichen lächelt ewige Sonne. Aber von ihm, dem Glücklichen, darf man mit vollem Rechte fordern, daß er dem Sturm männlichen Mut, Fassung, Resignation, Feiterkeit entgegensetze. Mit Jang darf man fordern, daß das verstoffene Glück ein Panzer werde gegen momentane Leiden. Das Herz des Glücklichen ist voll und weit und kräftig, es darf sich nicht so leicht zerreißen lassen. —

Lebe wohl, mein guter Karl, und behalte mich immer so lieb, wie Du es sagst, doch mache mich mit Deinen Schmeicheleien nicht rot. Es schadet nichts, daß Du eine so große Meinung von Deinem Vater hast. In meiner Lage habe ich auch etwas geleistet, genug um Dich zu haben, lange nicht genug, um mich zu befriedigen.

Dein Vater.

Marx.



## Mut!

... Mut haben heißt, in der grenzenlosen Unterordnung, die das Gesellschaftsleben von dem einzelnen fordert, irgendeinen Beruf wählen und darin tüchtig werden; heißt die Abneigung überwinden, in die flehlich und eizidnig erscheinenden Einzelheiten einer Sa be einzudringen. Mut haben heißt, jenes Gesetz der Arbeitsleistung verstehen und sich ihm unterwerfen, das die Vorbedingung nützlichen Tuns ist. Mut haben heißt, bei alledem noch Zeit finden, seinen Blick, seinen Geist über den Beruf hinaus auf die weite Welt zu richten und von einer höheren Werte aus ein ausgebeuteteres Reich zu betrachten. Mut haben heißt, welchen Beruf man auch immer betriebe, zugleich Praktiker und Philosoph sein.

Mut haben heißt, seine Spinn- und Webmaschine getreu zu überwachen, damit kein Fäden zerreiße, und doch eine größere und brüderliche soziale Ordnung vorbereiten, wo die Maschine die gemeinsame Dienerin der befreiten Arbeiter sein wird.

Mut haben heißt, die neuen Bedingungen zu beachten, die das Leben für Wissenschaft und Kunst schafft; heißt, die fast unendliche Verwicklung der Tatsachen und Einzelheiten der gesellschaftlichen Wirklichkeit erforschen und erfassen.

Mut haben heißt, seine eigenen Fehler einsehen, an ihnen lernen, sie meistern, sich von ihnen nicht überwältigen lassen, vielmehr seinen Weg weitergehen...

Mut haben heißt, die Wahrheit suchen und sie sagen, sich dem vorübergehenden Geset der triumphierenden Lüge unterwerfen, unsere Seele, unsern Mund und unsere Hände nicht zum Widerhall einseitigen Vorfalles und des fanatischen Dohnes machen.

Jean Jaurès.

## Was mancher nicht weiß.

Das Del auf die erregten Wellen des Meeres beruhigend wirkt, war auch im Altertum bekannt; schon bei Aristoteles, der im Jahre 322 v. Ch. starb, kann man darüber lesen. Auch die Korallen- und Schwammtaucher benutzten vielerorts Del als wogenberuhigendes Mittel. Ebenso führten die meisten Segelschiffe Del, und zwar Tran, mit, um es bei wildbewegtem Meer anzuwenden, dann wird das Del in Segeltuchfäden so über die Reeling gehängt, daß die Säden das Wasser berühren. Das Del verteilt sich dann rasch in einer ganz dünnen Schicht über das Wasser.

Die tropische, besonders in Indien vorkommende Pflanze Abrus, die eine Verwandte unserer Erbsenart ist, soll imstande sein, kommende Erdbeben anzuzeigen. Schon einige Stunden, ehe das Erdbeben stattfindet, läßt die Pflanze wie erschläßt: die Blattrippen sinken und faltet sie zusammen, während die Blätter für gewöhnlich ausgebreitet hochstehen. Die Früchte dieser Pflanze sind rot mit schwarzen Flecken und werden „Krebsaugen“ genannt. Sie finden als Verzierung auf Schachteln und ähnlichem Verwendung.

Der berühmte Klaviervirtuose Paderewski, der Finger und Augen gegen Unglücksfälle versichert hatte, bekam, als ein Splitter unter den Nagel gedrungen war, von der Versicherungsgesellschaft zwanzigttausend Mark ausgezahlt, weil er einige Zeit nicht spielen konnte. Um seine kostbaren Finger vor Beschädigungen zu bewahren, darf niemand ihm die Hand drücken, auch sagt er keine Blumenstränge an, um sich nicht an dem Blumenstrauch zu verletzen.

Ein Amerikaner besitzt eine Uhrensammlung, die 86 Stücke umfaßt. Die Uhren sam-

men sämtlich aus dem 16. bis 18. Jahrhundert und sind teils in Nürnberg, teils in Paris und Italien verfertigt. Eine von ihnen hat Eiform und ist so groß wie ein Kanarienvogel. Andere Uhren sind kreuzförmig und können als Anhänger getragen werden. Die kleinsten der Uhren sind sogar als Schlipsnadel getragen worden.

Die Mosaikunst ist sehr alten Ursprungs. Schon im Buche Esther findet sich eine Schilderung eines Mosaikfußbodens im Palaste des Ahasverus. In Griechenland kam die Mosaikunst zu hoher Entwicklung. In Rom, Ravenna, Neapel und Mailand findet man aus der vorchristlichen Zeit Mosaikwände und Fußböden von einem Farbenglanz und einer Frische, die die späteren Mosaikarbeiten weit übertreffen. Das Mosaik besteht aus matten, alkalireichem Glas, das durch Zusatz von Metalloxyden bestimmte Farbtöne bekommt. Das Material wird in Ofen bei einer Temperatur von etwa 1300 Grad Celsius geschmolzen und dann zu 5 bis 10 Zentimeter dicken Platten von der Größe eines Tellers gepreßt, die im Laufe mehrerer Tage abkühlen müssen, um dann mit Hammer und Meißel in kleinere Stücke zerlegt zu werden. Gold- und Silbermosaik wird erzielt, indem Blattgold oder Blattsilber zwischen zwei durchsichtige, höchstens aus einem halben Millimeter dicke, Glasscheiben gelegt wird, die dann zusammengeschmolzen werden. Es ist gelungen, 2000 verschiedene Nuancen in diese in Gold- und Silbermosaik zu erzielen.

## Allerlei Hausrezepte

Feuchtigkeit in Kästen und Schränken läßt sich sehr schnell beseitigen, wenn in dem betreffenden Gegenstand ein Stückchen Kampfer liegend oder auch hängend aufbewahrt wird. Der Kampfer, der am besten mehrmals erneuert wird, zieht die Feuchtigkeit an sich und legt in kurzer Zeit den Kästen vollständig trocken.

Hölzerne Waschgefäße werden sofort stocken, wenn man sie direkt auf dem Boden von Waschküche oder Keller aufbewahrt. Man lege also stets zwei Ziegelsteine darunter und die unter den Gefäßen hindurchstreichende Luft wird das Stockigwerden der Holzteile verhindern.

Damit schwarze Strümpfe auch nach dem Waschen ihre tief schwarze Farbe behalten, muß dem letzten Spielwasser eine Dosis Waschblauessenz beigelegt werden.

## Weiteres.

Tag des Buches. „Was schreibst du denn da aus dem Buch ab?“ — „Einen Brief an meine Frau.“ — „Und das machst du nach einem Buch? Kannst du denn nicht schreiben, was du selber denkst?“ — „Das geht nicht. Das würde zu groß werden.“

„Sie bleiben also dabei, Angellager, daß Sie Ihre Frau aus purer Perfekttheit zwei Tropfen hoch zum Fenster hinausgeworfen haben?“ — „Jawohl, Herr Richter. Wir haben nämlich immer parierre gewohnt, und ich halte ganz vergessen, daß wir umgezogen waren.“

„Komm doch bitte eben mal schnell in die Küche, Mäme. Die Köchin ist so komisch! Die leere Kognakflasche steht neben ihr, und sie sieht da und will aus den Makaroni einen Jamper stricken!“

Von wo? „Ich höre, Ihre Frau sei mit dem Auto verunglückt. War es sehr schlimm?“ — „O, nicht sehr! Bloß ein bißchen Farbe abgegangen.“

Bedmann sen. führt seinen Sohn ins Geschäft ein: „Nerk dir zwei Dinge, mein Sohn, ohne die es kein guter Kaufmann zu was bringen kann: Erstens Ehrlichkeit, äußerste Ehrlichkeit, und zweitens Weisheit, größte Weisheit!“ — „Ja, Vater, was verstehst du unter äußerster Ehrlichkeit?“ — „Na, was auch gesehen mag, wie schwer es dir auch werden mag — das Versprechen, das du einmal gegeben, mußt du halten!“ — „Und was ist größte Weisheit?“ — „Nichts zu versprechen!“

„Wissen Sie, Freundschen, ich wär heilfroh, wenn Sie Ihren Köter verschicken würden. Gestern hat er wieder, während meine Tochter Gesangsstunden hatte, eine Heulerei vollführt!“ — „Tut mir leid, aber sie hat angefangen!“

„Was macht Ihr Sohn jetzt, Frau Liebhold?“ — „Der hat das schönste Leben von der Welt, sage ich Ihnen, der macht weiter nichts, als daß er dreimal täglich in'n Zirkus geht und den Kopf dem Löwen in den Rücken steckt, sonst ist er den ganzen Tag frei!“

„Nichts hat sich verändert, seit wir voriges Jahr da waren,“ sagte der Gatte auf dem Ofterausflug. — „Nein“, erwiderte sie schmerzlich, „nicht einmal mein Hut!“

Der Lippenstift. „Sie sehen aus, als wenn Sie sehr verliebt wären“, wird einer auf der Straße angesprochen. Darauf nimmt er hastig sein Taschentuch und fährt über die Lippen: „Ist's jetzt weg?“

## Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettinig Nr. 66 bei Teflitz-Schnau.

Allen Anzeigen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 14.

Von Gen. Michel Radolf, Kwitkau.

Schwarz: Kc8; Bb6, c5, c7, d5 (5).



Weiß: Kf8; Te7; Sb5, b7; Lh5 (5).  
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind spätestens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zwettinig, einzufenden.

Lösungszug zu Aufgabe Nr. 13:

### DII—h3.

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Kobel Franz, Kwitkau; Bachmann Reinhold, Tschau; Dyna Josef, Gostomitz; Schloffer Heinrich, Köhler Friedrich, Amler Rudolf, Graupen; Hoyer Otto, Saaz; Koukal Eduard, Krans Josef, Trupstätt; Baum Franz, Heidenstein; Schmid Karl, Saitendorf; Häblig Johann, Brüttigam Anton, Bergesgrün; Hiele Josef, Meißlerdorf; Strimmer Emil, Katharinenberg.